

Leseprobe aus:

Declan Hughes

Der Preis des Blutes



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

South Armagh,
9. November 1980

Tagelang im Freien kampieren zu müssen, ohne zu wissen, wann die Zielperson kommen würde, war kein Spaß – zwei Männer in einem engen, behelfsmäßigen Unterschlupf aus Strohbällen und gefällten jungen Bäumen in einem Weißdorndickicht am Hang, hundert Meter oberhalb der Straße. Unbequem an die Holz- und Drahtkonstruktion gelehnt, unter sich die harte Erde, kalt und feucht, während der beißende Novemberwind ihnen Staub und den scharfen Geruch von Kiefernharz in die Augen trieb. Hinzu kam, dass die beiden Freiwilligen einander nicht ausstehen konnten, sodass es auch unter anderen Umständen schwer zu ertragen gewesen wäre, so viel Zeit auf engem Raum zu verbringen. Aber natürlich hatte der Officer Commanding dafür gesorgt, dass die Operation bis ins letzte Detail geplant war und dass die zwei Männer, deren gegenseitige Abneigung legendär war und den Kameraden Stoff für heimliche Witzeleien lieferte, so wenig Zeit wie möglich miteinander verbringen mussten.

In Dublin war zur selben Zeit ein Freiwilliger am Hafen postiert, der beobachten sollte, wie der Wagen mit dem Richter und seiner Frau von der Fähre rollte und den Weg über die M1 nach Norden nahm, in Richtung Belfast. Der Mann verständigte einen weiteren Freiwilligen in Newry, der wiederum den Attentätern das vereinbarte Zeichen gab: Er fuhr die Schnellstraße entlang, hielt in Sichtweite ihres Unterschlupfs auf dem Randstreifen, ließ das Fenster herunter, schloss es

wieder und fuhr weiter. Das signalisierte den beiden, dass der Wagen des Richters auf dem knapp hundert Kilometer weiten Weg von Dublin hierher war. Sie wussten, dass der Richter gern schnell fuhr, also machten sie sich darauf gefasst, dass er binnen einer Stunde eintreffen würde, sofern der Verkehr es zuließ.

Die Männer hatten eine Bombe am Straßenrand versteckt – eine sogenannte Unkonventionelle Spreng- und Brandvorrichtung – etwa so groß wie ein Fünf-Liter-Kanister. Normalerweise hätte man sie in einem Graben oder einem Abwasserkanal versteckt, aber die British Army hatte alle geeigneten Kanäle im Umkreis von Meilen abgesperrt. Also hatten sie stattdessen in einem fast entlaubten Platanenwäldchen eine flache Grube ausgehoben, tief genug, dass das untere Drittel der USBV darin verschwand, und das Ganze mit Mulch, welken Blättern und Reisig getarnt.

Jetzt waren sie bereit. Red, der Mann mit dem karottenroten Haar und den intelligenten, skeptischen braunen Augen, hatte Bedenken gehabt, als er erfuhr, dass die Frau des Richters mit im Wagen saß. Aber der Richter war ein so geeignetes Ziel und dies war eine so seltene Gelegenheit, dass Red alle Skrupel über Bord warf. Das hier war Krieg, da verschoben sich die Grenzen zwischen gewollten und ungewollten Opfern, und welches Opfer könnte legitimer sein als ein Vorsitzender Richter aus dem repressiven System der Sondergerichte, wo er als einzige Säule der britischen Herrschaft die Beweise anhörte, das Urteil sprach und über das Strafmaß entschied? Heute war er ausnahmsweise einmal ohne Eskorte unterwegs – ihm musste klar sein, welches Risiko das für seine Frau bedeutete. Außerdem war sie sowieso schon siebenundsechzig, hatte ihr Leben gelebt und so weiter, also zum Teufel.

Letzteres entsprach ganz der Einstellung von Ice, dem dun-

kelhaarigen Mann mit den kalten blauen Augen, dem jegliche Sentimentalität fernlag. Er bedauerte höchstens, dass der Richter und seine Frau ihre Tochter in Cheshire besucht hatten, um ihr gerade geborenes drittes Enkelkind zu sehen. «Schade, dass die nicht gleich mitgekommen sind, dann hätten wir die Gelegenheit gehabt, drei Generationen auf einen Schlag auszulöschen. Das wäre ein richtiges Blutbad geworden.»

Manche der jüngeren Freiwilligen hielten so etwas für leere Worte, wie man sie in republikanischen Pubs hörte, wenn das Bier in Strömen floss, aber Red wusste, dass Ices Worte direkt aus seiner hasserfüllten Seele kamen. Red selbst hasste niemanden. Er kämpfte in einem Krieg, und im Krieg starben auf beiden Seiten Menschen, so war das nun mal. Das Töten bereitete Red kein Vergnügen, aber im Krieg hieß es: die oder wir, Punkt. Schließlich waren sie auf den Rückhalt der Bevölkerung angewiesen, und die Bevölkerung wollte zwar die Soldaten loswerden, aber die Leute wollten nicht, dass jemand vor den Augen seiner Kinder erschossen wurde, dass Ehefrauen oder Freundinnen bei den Bombenanschlägen mit draufgingen oder ähnlichen Mist. Red hatte mal gesehen, wie Ice in Hochstimmung geriet, nachdem er einen Mann in dessen eigenem Vorgarten umgebracht hatte; wie er es genoss, als die Kinder zur Leiche ihres Daddys stürzten und heulten. Und Ice war in seinem Fluchtauto davongerast, jubelnd und unter Triumphgeschrei wie ein verdammter Wilder. Die Bevölkerung würde nicht mehr lange hinter ihnen stehen, wenn die Leute mal Ice in Aktion sähen.

An jedem Anschlag der IRA waren natürlich noch viel mehr Leute beteiligt als die eigentlichen Attentäter, die Freiwilligen, die den Abzug drückten oder die Bombe zündeten. Es gab noch diejenigen, die die Bomben herstellten, die Techniker, die mit Sprengstoff, Nägeln, Bolzen und Schrapnell

arbeiteten, mit Zündern und Zeitschaltungen. Dann waren da die Leute, die die Bomben in den geheimen Waffenlagern versteckten, und diejenigen, die sie an den Ort des Anschlags brachten und scharf machten; die Leute, die die Funkfernsteuerung für die Zündung einrichteten, diejenigen, die Autos als Fluchtfahrzeuge stahlen, und schließlich die, die sichere Häuser organisierten, in denen die Attentäter sich versteckt halten konnten, bis sich die Lage wieder beruhigt hatte.

Die eigentlichen Killer waren allerdings die Männer, die die Bomben zündeten – all die Vorbereitungen hätten zu nichts geführt, wenn diese Männer nicht bereit gewesen wären, den Schalter umzulegen oder den Knopf zu drücken. Aber es war nicht so, als ob sie auf gut Glück in einem Auto vor einem Pub oder in einem Graben am Straßenrand gesessen und darauf gewartet hätten, dass sich zufällig ein geeignetes Ziel bot. Nein, zuerst musste jemand das Opfer ausspionieren – einen Mann der Armee, einen probritischen Paramilitär, einen britischen Soldaten, einen Richter –, um sicherzustellen, dass sich der Anschlag auch lohnte. Dieser Jemand – im jetzigen Fall die Schwester eines Rechtsreferenten, der in der Kammer des Richters arbeitete – musste die Informationen an die IRA weitergeben, Informationen über den Tagesablauf des Richters, seine Gewohnheiten, die Orte, an denen er sich häufig aufhielt. Und Informationen darüber, wann er von diesen Gewohnheiten abwich. Wann er, obwohl er gerade mitten in einem bedeutenden Fall steckte, ganz entgegen dem Protokoll beschloss, seinen neugeborenen Enkelsohn zu besuchen, und – zum Teufel mit dem Protokoll – seine Leibwächter abschüttelte und sich übers Wochenende nach Cheshire absetzte.

So eine Gelegenheit würde sich ihnen wohl kein zweites Mal bieten. Sie mussten sie ergreifen. Und so warteten sie:

Red, das Fernglas auf die Straße gerichtet, Ice mit dem Finger am Schalter der Fernzündung. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern.

Erster Teil

Karmitwoch

e i n s

Im Allgemeinen spielt die irische Fußballliga nicht auf dem höchsten Niveau, und wenn man nicht gerade Fan von einer der Mannschaften auf dem Spielfeld ist – in diesem Fall Shelbourne und Monaghan United –, kann so ein Match, gelinde gesagt, recht langweilig sein. Trotzdem, als der Kerl hinter mir sagte, hier wäre verdammt nochmal endlich ein bisschen Action fällig, hatte er wohl etwas anderes im Sinn als einen verummten Typen, der plötzlich mit einer Maschinenpistole ins Tolka-Park-Stadion stürmte und anfang, um sich zu ballern.

Im nächsten Moment war alles schon wieder vorbei. Die Spieler hatten sich auf den Boden geworfen, sobald sie begriffen, was vor sich ging, sodass nicht auf Anhieb zu erkennen war, ob einer von ihnen eine Kugel abbekommen hatte. Der Schütze machte sich in Richtung Richmond Road aus dem Staub, verfolgt von den Sicherheitskräften des Stadions. Noch ehe die Zuschauermassen zu den Ausgängen strömten, kletterte ich über die Absperrung und lief quer über das Spielfeld auf Paul Delaney zu, den vielversprechenden jungen Shelbourne-Spieler mit der Nummer neun, dessentwegen ich überhaupt zu dem Spiel gekommen war. Er lag zusammengekrümmt neben dem Torpfosten, die Arme schützend über dem Kopf, und aus seinem zitternden Körper drang ein hoher, markerschütternder Laut. Seine Teamkameraden kamen allmählich wieder auf die Beine und vergewisserten sich, ob sie vollzählig waren; die Spieler von Monaghan taten dasselbe.

«Paul, alles in Ordnung mit Ihnen?», fragte ich. «Die Schießerei ist vorbei, der Schütze ist weg.»

Paul hob langsam den Kopf und spähte vorsichtig über seine Arme. Sein Gesicht unter dem kurz geschorenen blonden Haar hatte alle Farbe verloren; seine blassblauen Augen waren vor Angst gerötet. Bevor er dazu kam, etwas zu erwidern, war schon Barry Jordan, der Mannschaftskapitän von Shelbourne, bei uns.

«Bist du okay, Paulo?»

«Klar, Jordo.»

«Wer ist das denn? Sie haben hier auf dem Spielfeld nichts verloren, Mister», sagte Jordan zu mir. Obwohl er zwanzig Jahre jünger war als ich und offensichtlich erschüttert von dem, was eben vorgefallen war, besaß er eine natürliche Autorität, die mir das Gefühl gab, irgendwie im Unrecht zu sein – auch wenn sich das Spielfeld jetzt zusehends mit panischen Fans füllte, die darauf hofften, eine blutige Szene begaffen zu können.

«Schon gut, Jordo, das ist Ed Loy. Er ist ein ... ein Freund von mir», sagte Delaney, der inzwischen aufgestanden war.

Jordan musterte mich von oben bis unten. Ich bin gut eins neunzig groß und trage einen schwarzen Anzug, darüber einen schwarzen Mantel. Normalerweise wirke ich damit eher unauffällig, aber für ein Fußballspiel war es nicht gerade der passende Aufzug.

«Ich bin ein alter Freund von Pauls Bruder», erklärte ich. «Er hat mich gebeten, ein Auge auf Paul zu haben.»

Ich hätte den Mund halten sollen. Jordan schaute kurz Paul an, warf einen Blick in Richtung des Parkplatzes, von dem der Mann mit der Maschinenpistole gekommen war, und schaute dann kopfschüttelnd mich an – er schien seine Schlüsse zu ziehen. Er wandte sich Paul zu und setzte mit ausgestrecktem

Finger zum Reden an, aber etwas zwischen Wut und Verzweiflung verschlug ihm die Sprache. Schließlich senkte er nickend den Blick, wie um seine Gefühle niederzukämpfen, und lief zurück zur Spielfeldmitte, wo die Shelbourne-Jungs mit eingehakten Armen einen Kreis gebildet hatten.

«Sie sollten zu ihnen gehen, Paul», sagte ich ohne echte Überzeugung.

«Meinen Sie? Nachdem Sie meinen Bruder erwähnt haben? Jordo weiß jetzt Bescheid oder glaubt es zumindest. Alle kennen die Gerüchte. Wahrscheinlich denken sie, die Schüsse hätten mir gegolten», sagte Paul mit klagender Stimme, aus der Selbstmitleid und Angst herauszuhören waren.

«Und was denken Sie?»

Paul Delaneys Gesicht hatte inzwischen wieder seine normale Farbe angenommen. Er zuckte die Achseln, offenbar bemüht, sorglos und lässig zu wirken. Was er erreichte, war ein jämmerlich trotziger und verängstigter Ausdruck.

«Niemand hat einen Grund, auf mich zu schießen», sagte er.

«Gut», erwiderte ich. «Freut mich zu hören.»

Delaney ging ein paar Schritte auf die Ansammlung roter Trikots zu, dann drehte er sich noch einmal zu mir um.

«Hören Sie, Mr. Loy, ich weiß ja, Sie kennen meinen Bruder, und danke, dass Sie sich um mich sorgen, aber ich brauche keine Hilfe von Ihnen, klar? Und auch von niemandem sonst. Sagen Sie Dessie, es geht mir prächtig. Sagen Sie ihm, er kennt Jack Cullen wahrscheinlich genauso gut wie ich, und wenn irgendjemand die Schuld an all dem trägt, dann der.»

Die Shelbourne-Spieler hatten angefangen zu singen, die Köpfe dicht beieinander. Delaney ging weiter auf sie zu. Dann zögerte er erneut, machte einen Bogen um seine Teamkameraden und rannte auf die Umkleidekabinen zu.